

VI. Westafrika

La vie n'est pas faite
d'hibiscus et de rosée
elle a le saveur
aigre-douce
des fruits de la passion

Leben besteht nicht
aus Hibiskus und Tau
es hat den bitter-süßen
Geschmack
von Passionsfrüchten

Véronique Tadjo, *Latérite*

1. GHANA: ACCRA. Beginn der Ersten Afrikareise

24.-28.3.1992

Meine erste Afrikareise, die auf Einladung des Goethe-Instituts zustande kam, beginnt im englischsprachigen Accra, das auf dem Boden der ehemaligen Goldküste liegt. Empfangen werde ich durch den Leiter des Goethe-Instituts. Ich wohne in einem Hotel vor der Stadt, das mit seinen Wohnpavillons als eine Art Kraal angelegt ist. Dienstboten gibt es die Fülle. Unter den Gästen ist eine Gesellschaft junger Stewardessen der KLM. Man lungert an den Bassins herum. Alles scheint hier zu warten.

Am nächsten Tag halte ich meinen Vortrag auf dem Campus. Ich sehe bemerkenswerte Gesichter. Da ist ein Professor, der in Harvard Griechisch lernte, eine Engländerin, die mir als Gastgeschenk ein Tuch überreicht, Studenten sprechen mich an. Einen Abend verbringe ich mit Entwicklungshelfern bei afrikanischer Musik auf exzentrischen Instrumenten. Am Tisch sitzen Schwarze, die als Olympia-Reporter in München waren.

Ich fahre in die Hauptstadt. Man benutzt Sammeltaxis, das erfordert Zeit und Geduld, öffentliche Verkehrsmittel gibt es nicht. In der Stadt stehen Villen und Amtsgebäude aus der Kolonialzeit, ein weißes Parlamentsgebäude. Der Markt bildet das eigentliche Zentrum der Stadt. Es gibt Früchte aller Art. Schreiber sitzen da mit ihren Schreibmaschinen und füllen Formulare aus. Schneider arbeiten an ihren Stoffen, durchweg Männer. Ein unglaubliches Geschiebe. An einer Straßenecke sitzen Männer, die Kokosnüsse aufklopfen. Neben einer protestantischen Kirche befindet sich eine Mädchenschule. Die Schülerinnen tragen Schulkleidung, rosa, grün, sehr akkurat. Nach Schulschluß verschwinden sie in einer Hüttensiedlung, die nach unseren Verhältnissen als Slums gelten würde. Doch der Ausdruck paßt nicht. Man lebt halb im Freien vor dem Haus, außer man zieht sich zum Schlaf zurück. Es gibt keine scharfe Grenze zwischen Innen und Außen, kein Foyer im Sinne eines häuslichen Herds. Es ist erstaunlich, wie unbehelligt man sich als Weißer durch die Gassen bewegt. Die Stadt endet in der Hafengegend mit alten Gefängnisbauten, dazwischen Familien, die am Meer kampieren, Fisch braten.

Der Weiterflug nach Lomé ist nicht möglich, da der Flughafen aus militärischen Gründen gesperrt ist. So durchquere ich mit einer Frau vom Goethe-Institut und ihrem holländischen Freund im Rover die Savanne. Der Holländer führt ein Alphabetisierungsprogramm durch, klagt darüber, daß die Bauern ihre Kinder zu Hause behalten. Wir fahren durch trockenes Land, Früchte an den Bäumen, kleine Ansiedlungen, Hütten, davor Ziegen, ungepflasterte Straßen, roter Boden. An der Grenze lotst mich ein Schlepper durch den Zoll, bewahrt mich vor Kontrollen und will beim Übergang nochmals kassieren, mit allzeit offener Hand.

2. TOGO: LOMÉ

28.3.-1.4.1992

Dieses Land, das einst als deutsche Musterkolonie galt, wird von politischen Unruhen heimgesucht mit Aufständen der Polizei gegen das Militär. Der Präsident Eyadéma führt eine Art Militärdiktatur, die sich auf einen Stamm aus dem Norden des Landes stützt, mit viel Bestechung durch Geschenke. Die Stadt wird täglich für eine halbe Stunde gesperrt, um dem Präsidenten-Konvoi den Weg zum Regierungspalast freizuhalten. Überfälle in Restaurants sind an der Tagesordnung. Ich wohne in einem gigantischen Hotel mitten zwischen Regierungsgebäuden, die reichlich unbenutzt aussehen, ein totes Viertel.

Nicht weit davon ist das Stadtzentrum. Es besteht aus einer Ansammlung von Hütten, die Straßen ungepflastert, am Straßenrand Frauen, die für Passanten kochen, zumeist Fisch. Alles spielt sich auf der Straße ab, Straßen werden zu Marktplätzen. Eine abgeblätterte Kathedrale aus der Kolonialzeit steht da in verblichemem Gelb, als hätte man sie vergessen. Auf der Straße brechen plötzlich Tumulte aus, von denen ich nicht weiß, was sie bedeuten. Eine alte Frau, der ich am Rande der von den Deutschen angelegten Eisenbahntrasse begegne, ruft mir auf deutsch zu: „Arbeit, Arbeit“. Das sind letzte Spuren der Kolonialzeit. Ich laufe durch die Stadt, hole mir einen Sonnentisch mit Schüttelfrost.

Meine zwei Vormittagsvorträge zu den Themen: „Culture propre et culture étrangère“ und „Modernité et Postmodernité“ wurden ins Goethe-Institut verlegt, weil der Campus bis zum letzten Augenblick wegen Studentenunruhen geschlossen war. Lebhaftige Debatten. Im Publikum sitzt ein Augenarzt, der einst in Leipzig studierte, fast ohne zu bemerken, daß er in der kommunistischen DDR lebte; nun will er eine Partei für desinteressierte „Alte“ gründen. Wir unterhalten uns über Familiensprachen. Es kommt nicht selten vor, daß eine einzige Person im Alltag drei Sprachen praktiziert: die Sprache der eigenen Familie, die der Mutter und die westliche Landessprache, die zugleich Schul- und Amtssprache ist, in Kamerun Französisch und Englisch. Auf diese Weise bedeutet Mehrsprachigkeit geradezu das Normale.

Abends wird im Institut auf der Theaterbühne ein Märchen aufgeführt: *La marmite miraculeuse*. Das Gesagte wird auf geradezu kindliche Art durch Gesten erläutert; die Körpersprache bewahrt Spuren einer oralen Kultur. Das Publikum geht mit, spart nicht mit lauten Kommentaren, wie man es von Reaktionen der Gemeinde bei Predigten in Harlem kennt. Mitunter soll es noch stürmischer zugehen, so daß das Publikum auf die Bühne kommt. Dargestellt werden Weltentstehungsmythen: Geburt, Eifersucht, auch eine Art Turmbau zu Babel. Gesammelt wurden die Mythen von einem deutschen Lehrer in Togo.

Im Institut wird eine Ausstellung über die Berliner Mauer eröffnet. Erstaunte Fragen: Wie lange, seit wann? Weit weg sind die Details der europäischen Kon-

flikte. Politische Debatten ufern aus in eine Art Palaver, das sich unendlich hinzieht. Meine Ungeduld wächst: Politik bedeutet letzten Endes Tun. Wir essen in einem chinesischen Restaurant.

Am letzten Tag besuche ich ein Hotel-Schwimmbad. Ich laufe am Strand entlang zu den Fischerbooten, komme ins Gespräch mit einem Schiffer, der mir von Voodoo-Sekten erzählt. Als ich zum Hotelstrand zurückkehre, fehlt mein Portemonnaie mit Scheckkarte. Die Frau des Institutsleiters fährt mit mir zu einer Polizeistation, sie ist ausgebrannt. In der deutschen Botschaft wird gerade ein Fall aus der letzten Nacht verhandelt; ein Deutscher, der Einbrechern sich entgegenstellte, wurde von Kugeln einer Maschinenpistole getroffen.

Lomé gilt als Zentrum des Voodoo-Kultes. Die Tradition fordert, daß der oberste Priester am Ende umgebracht und von einem Nachfolger ersetzt wird. In einem Innenhof tanzen Frauen und Männer mit Vogelköpfen, Tierschwänzen und anderen Insignien zu einer Trance auslösenden Musik. Man erzählt sich, einmal sei eine Kohorte Frauen, mänadengleich, plündernden Soldaten mit einem Riesengeschrei entgegenggezogen und habe die Bewaffneten zurückgedrängt, eine Art kultischer Krieg, aber wirksam.

3. KAMERUN: DOUALA, YAHOUNDÉ

1.-7.4.1992

Auf dem Flug nach Kamerun übernachtete ich in DOUALA, einer alten Hafenstadt. Die Kofferschlepper am Flughafen verlangen phantastische Summen, vor allem, als sie meine Hoteladresse erfahren. Als Fremder wird man empfangen wie aus einem Wunderland, in dem alles möglich scheint. Am Portal und vor den Fensterscheiben meines Hotels patrouillieren attraktiv aussehende *femmes de rue*. Nur einige Schritte sind es zum Hafen. Dort gibt es einfache Restaurants für Einheimische, mit Holztischen unter einem Schattendach.

Am nächsten Tag fliege ich weiter nach YAHOUNDÉ. Die Leiterin des dortigen Goethe-Instituts ist eine ist eine couragierte Frau, deren Mann als englischer Architekt in York lebt. Sie besorgt ihr Haus mit Schwarzen: Wächter, Chauffeur, Gärtner, Koch. In München hat sie die Waldorfschule besucht, nebenbei malt sie recht ansehnlich.

Auch hier ist Militär auf dem Campus. Der Diktator, eine große Partei hinter sich, residiert in einem unglaublichen Palast, auf einem Hügel gelegen, ringsum gesichert. Ich wohne in einem einfachen Hotel in der Marktgegend. Geweckt werde ich morgens durch den Hahnenschrei und das Gegrünze des Schlachtviehs, das auf den Fleischmarkt geführt wird. Abends fällt das Licht aus, das ganze Viertel liegt im Dunkel.

Auf dem Markt herrscht eine eigentümliche *économie sauvage*. Gewöhnlich gibt es keine Preisschilder, so muß der Preis ausgehandelt werden, mit Risiken

auf beiden Seiten. Der Anbieter darf nicht zu hoch, der Kunde nicht zu niedrig ansetzen, weil sonst nichts in Gang kommt. Man nutzt Spielräume im Zuge eines buchstäblichen *Aushandelns*, das wie der alltägliche Gedankenaustausch ohne formale Regeln auskommt und Überraschungen zulässt. Es entsteht ein förmlicher *Verkehr*, ein *com-mercium*, bei dem die Ware (*merx*) wandert, keine bloße Ausführung von Schritten und Prozeduren. *Hic Rhodus, hic salta*. Bei uns kann der Anbieter keine großen Sprünge machen; in der Regel legt er sich, von Antiquaren abgesehen, durch Preisschilder fest; so ist das Risiko einseitig verteilt. Der Anbieter kann mit dem Preis nur runter-, nicht hinaufgehen – außer am nächsten Tag. Ich selbst brauche einen Sonnenhut, finde keinen rechten und kaufe einen pompösen Cowboy-Hut, wie ihn amerikanische Präsidenten tragen, um sich populär zu machen. Ich bin sehr unzufrieden damit und nutze die Gelegenheit des offenen Marktes, um den pompösen Cowboy-Hut gegen einen schlichten Kakihut einzutauschen. Beide Tauschpartner kommen so auf ihre Kosten.

In den Straßen trifft man auf eine besondere Art von Glücksspiel. In einem offenen Behälter häufen sich auf einer Art Plattform Münzen auf Münzen, die man solange einwirft, bis schließlich eine von ihnen eine Münzlawine auslöst (Diagramm 3). Gespannte Erwartung, wessen Münze die Lawine auslöst, der hat gewonnen. Das Spiel mit der Tyche findet buchstäblich am Rande des Abgrundes statt. Statt numerischer Zufallstreffer wie im Roulett eine allmähliche Anhäufung von ‚Körnern‘, schließlich der plötzlich eintretende Münzen-Crash als ein sichtbarer Zu-fall auf dem Hintergrund eines undurchsichtigen Kräfte-spiels. [Sprung in die Zahlenwelt: Mike Paterson aus Warwick und Uri Zwick aus Tel Aviv, zwei Informatiker, befassen sich mit Überhangkonstruktionen aus Bauklötzen. Von diesen Rechenspielerien berichtet der Artikel „Die Hochstapler“ in der *Süddeutschen Zeitung* vom 2./3.2.2008.]

Bei den Vorträgen am Institut werde ich von Professor Dimi eingeführt, am ersten Tag ist auch der deutsche Botschafter anwesend. Ich spreche wie in Togo über „Culture propre et culture étrangère“, dazu über „Rationalité, pouvoir et violence“. Die Vorträge sind sehr gut besucht, wieder kommt es zu lebhaften

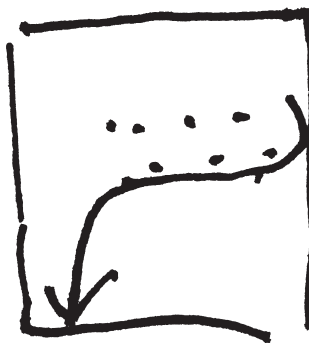


Diagramm 3

Debatten. Am Rande erhalte ich akademische Hilfsgesuche; die Wünsche nach Stipendien in Europa sind schwer zu erfüllen. Auch hier ist die Berliner Mauer ausgestellt, und zu sehen ist der Molière-Film von Mnouchkine.

Der erste der beiden Vorträge war auf Freitag abend angesetzt. Er hätte ausfallen müssen, wäre die Feier des Ramadan-Endes auf diesen Tag gefallen. Das Ende der Fastenzeit tritt ein, wenn die Mondsichel nach Neumond zuerst gesichtet wird, und zwar offiziell durch den zuständigen islamischen Geistlichen. Die präzise Datierung ist leicht augurenhaft; ein Zipfel des Sehens wird institutionalisiert, da jemand ansagt, was man zu sehen hat. Der Kalender treibt mit dem Gang der Gestirne sein Spiel; dieser Umgang mit der Zeit ist weder „eigentlich“ noch „vulgär“, sondern diplomatisch. Es heißt, der Freitag, der noch in der Woche liegt, sei weniger beliebt. Der exakte Zeitpunkt wechselt von Staat zu Staat, hier in Kamerun meldet das Radio das „Fest des Fastenbrechens“ für Samstag. Das Fernsehen bringt die Gebetszeremonien mit Massen von Stadtpilgern auf einem Berg am Stadtrand, Wellen niederknieder, sich verneigender Menschen. Danach strömt alles Volk in die Stadt zurück, teils in überladenen Taxis, wundervoll gekleidet: Burnusse, weiße Strümpfe, Festkleider auch bei den Kindern. Alles, auch der Festglanz, verteilt sich dann auf die einfachen, ärmlichen Erdhütten, die den Hügel hinauf und hinunter gebaut sind wie ein Dorf in der Stadt.

Die Institutsleiterin lädt mich ein zu einer Landpartie in ihrem Rover. Gleich hinter der Stadt hören die gepflasterten Straßen auf. Wir halten in einem Weiler, schauen uns ein Amtsgebäude an, das aus der deutschen Kolonialzeit stammt. Die Leute vom Nachbarhaus sehen uns und laden uns ein. Es ist das Haus des *Chefs*, der eine dieser in Kamerun üblichen *Chefferien* unter sich hat. Über diese traditionellen Gesellschaftsstrukturen berichtet Klaus Hirsch in seinem Buch *Bamileke*, das ich im Reisegepäck habe. Die Chefs regierten wie Kleinkönige, bevor sie von der Kolonialverwaltung als Steuerbeamte, Standesbeamte und Bürgermeister in einer Person eingesetzt wurden. Das Amt war ursprünglich erblich. Unser Chef ist Parlamentsabgeordneter; seine beiden Söhne studieren in Frankreich, die Tochter wird ihr Geschirr für die Heirat aus Paris beziehen. Von den Wänden blickt eine Ikonostase aus Familienphotos, die einzeln herumgereicht werden. Ein Wir-Gefühl in stark ausgeprägter Form, aber mit globalen Horizonten.

- Politische Reflexionen: Wie will man vom Zusammengehörigkeitsgefühl einer Familien- und Stammeskultur zu einem westlichen Staat überwechseln, der auf individuellen Bürgerrechten und Bürgerpflichten aufbaut? Häufig okkupiert eine ethnische Gruppe den entstehenden Staat, so daß die Staatsämter und die meisten Gelder in die Hände eines Leitstammes geraten. Nahezu zwangsläufig kommt es zu Vetternwirtschaft, da die Trennung von Person und Amt nur rudimentär entwickelt ist. So fragt es sich, wie sich vermeiden läßt, daß der westlich-neuzeitliche Zerfall in Einzelinteressen und die Aufzehrung des gemeinsamen Ethos sich auf der Ebene von Ethnien wiederholt. Es steht

zu befürchten, daß eine bloße Demokratie-Form geschwächten Lebensformen lediglich aufgesetzt wird. Die politische Form fände dann, aristotelisch gesprochen, keine 'eigentümliche Hyle'.

Wir kehren in einem Landrestaurant ein, im Hof ein Affenkäfig, am Fluß ein nach Luft schnappendes Schaf. Auf der Rückkehr machen wir halt in einem afrikanischen Kloster. Einfache Formen liturgischer Musik sind zu hören. In einem Museum sind Objekte der einheimischen Kultur ausgestellt, darunter Königspokale, aufgebaut auf den Köpfen der Besiegten. Dies ist ein Beispiel für Gewalt mitten in der Kultur; in Europa begegnet uns eine ähnliche Siegermentalität an Triumphbögen wie dem Titus-Bogen in Rom.

Kamerun ist ein Land von besonderer Vielfalt. Die Vielzahl von Ethnien ist teils französisch, teils englisch zivilisiert. Das Land umfaßt Küstenlandschaft, Mittelgebirge und Wüste. Früchte wachsen das ganze Jahr über und nötigen nicht zur Vorsorge, für einen Disput zwischen Ameise und Grille wie bei Äsop besteht kein Anlaß. Die Skandierung der Zeit weicht sehr ab von der in Mitteleuropa üblichen; es herrscht, ein weitaus größeres Gleichmaß als bei unserem Wechsel der Jahreszeiten.

Beim Rückflug wird auf dem Flughafen in Douala mein Koffer von unbekannter Hand geöffnet; man entnimmt ein Paar neuer Schuhe, sonst nichts – ein diskreter Eingriff. Zwischenlandung in LAGOS, der Küstenhauptstadt von Nigeria, wo ungeheure Mengen von Passagieren einsteigen, das Gepäck voller Verkaufswaren.

4. ELFENBEINKÜSTE: ABIDJAN

7.-10.4.1992

Abidjan ist die Station meiner Reise, wo Europa am nächsten heranrückt und die afro-französische Kultur, abgesehen von Dakar, ihr höchstes Niveau erreicht hat. Das neue Stadtzentrum liegt etwas abseits von Meer und Hafen an einer Bucht, vor einer Skyline wie Klein-Manhattan. Mein Hotel steht im Residenzviertel, nahe dem Goethe-Institut. Deren Leiter ist diesmal ein gelernter Physiker, verheiratet mit einer Frau des Landes. Mitglieder der Universität haben im Institut eine kleine Tagung vorbereitet, ich steure zwei Beiträge bei zu den Problemen von Normalisierung und Gewalt. Es kommt zur intensiven Diskussion mit einem Adorno-Kenner und auch zu lebhaften Disputen untereinander, in denen Namen wie Hobbes, Machiavelli oder Girard fallen. Ein dritter Vortrag findet statt im Haus des Kultusministerium unter Mitwirkung der Leiterin des Schriftstellerverbandes. Die intensive Debatte mit den Einheimischen trifft durchweg auf gut geschulte Teilnehmer.

Die Geschichten, die von dem berühmten Landesherrn erzählt werden, sind unerfreulich wie üblich, Pressekommentare sind sarkastisch. Die Zeitung *Réalités* warnt vor einem „politischen Tribalismus“ der Regierungspartei, die sich die Zersplitterung der Bevölkerung und deren mangelnden Bildungsstand (80% sind Analphabeten) zunutze macht. Eine Anekdote zur Kriminalität im Lande: Der französische Botschafter wird auf dem Weg zum Flugplatz ausgeraubt; auf seine Bitte hin fährt man ihn im gestohlenen Auto zu seiner Residenz.

Ich kaufe einen Gedichtband *Latérite* von Véronique Tadjó, einer einheimischen Dichterin, die ihre Ausbildung in Frankreich erhielt. Schwellentexte von strahlender Erotik und kulturpolitischer Wachheit. Das Titelwort „Laterit“ (von lat. *later* = Ziegelstein) bedeutet laut Brockhaus „rote Bodenart der Tropen, eisenreiches Aluminiumoxyd enthaltendes Verwitterungsergebnis verschiedener, bes. kristalliner Gesteine“. Verse, in denen die Fauna des Landes, darunter Eibisch/Hibiskus und Passionsblume, sich zu einer Lebensfauna verdichtet.

5. NIGER: NIAMEY

10.-14.4.1992

Der Flug zur letzten Station meiner Reise führt über weite dürre Ebenen hinweg, über rötlichen Boden, den erwähnten Laterit. Ich lande in der Hauptstadt dieses riesigen Landes, das im Norden bis in die Sahara reicht und an den Maghreb grenzt. Empfangen werde ich durch den Botschafter, einen Soziologen, der einst bei Dahrendorf studierte, ein Enfant terrible voller Ungeduld, aber sehr engagiert, dazu ein noch junger Kulturattaché, liiert mit einer einheimischen Frau, der mir vieles zeigt und erklärt. Ich werde in einem riesigen Hotel untergebracht mit Blick auf den Fluß Niger, wo Kühe zur Tränke getrieben werden, Frauen Wäsche waschen wie auf alten Bildern. Die Temperatur steigt bis nahezu 40°.

Mich erwartet ein dichtes Programm. Der erste Vortrag über Fremdheit findet am Samstag abend in einer Schulungsanstalt statt. Er wird mit veranstaltet von der Gesellschaft für Philosophie an den Schulen. Gymnasiallehrer bringen ihre Schüler mit. Es folgt ein Umtrunk in einem offenen Hof bei ohrenbetäubendem Lärm von nebenan, wo gleichzeitig ein Freilichtkonzert stattfindet. Bis gegen Mitternacht brennen kleine Straßenfestfeuer.

Der zweite Vortrag findet statt im Hörsaal auf dem Campus jenseits des Flusses, dort stehen einfache Bungalows bei knappem Raum. Die Bibliothek ist kärglich ausgestattet, auf deutsch findet sich nahezu nichts. Zum Lehrpersonal gehört ein französischer *professeur détaché*, der wie üblich für einige Jahre abgeordnet ist; er interessiert sich für afrikanische Kultur und fühlt sich als eine Art Entwicklungshelfer. Dazu ein jüngerer Franzose, der an seiner Thèse schreibt, und eine Reihe Schwarze, die allesamt in Frankreich studiert haben. Es herrscht ein gewisser Enthusiasmus trotz beengter Umstände. Man versucht, einen Uni-

versitätsaustausch mit Frankreich in Gang zu bringen, was unvermittelt nicht gelingt. Mein Thema „Moderne und Postmoderne“ ist aktuell, aber auch orts- und zeitverschoben, da man keine eigene Moderne zu verwinden hat, sondern die der Anderen. Man dreht jedes Begriffswort fünfmal um; ich improvisiere von Station zu Station. [Inzwischen habe ich nachgeholt mit *Ortsverschiebungen, Zeitverschiebungen*, 2009] Ich treffe auf eine Linguistin, die mit ihren Studenten gesprochene Sprache aufzeichnet und sie grammatikalisiert, Oralität und Skripturalität als Überlebenschance.

Zu den gesellschaftlichen Veranstaltungen gehört eine Matinee, bei der viele Entwicklungshelfer, eine Rechtsberaterin und einheimische Minister beisammen sitzen. Die Schwarzen, in bunten Gewändern, sind schwer zu politischen Äußerungen zu bewegen. Das Land ist zu 90% mohammedanisch. Der Botschafter versucht bei einer Abendeinladung die Einheimischen zu provozieren, um herauszubekommen, was sie so denken und tun, auch im Politischen. Eine interessante Frage, die aufkommt, betrifft die Charakterisierung von Deutschen und Franzosen. Ich gebe zum Besten: Deutsche leiden unter Regelsucht [dies würde ich heute so nicht mehr sagen]. Ist es bei Franzosen eher die Ruhmsucht? Mir fällt das Beispiel Foucault ein, ein Verfechter der Anonymität. Er läßt in *Le Monde* einen Beitrag ohne Namensnennung drucken, doch seine Anonymität ist so notorisch, daß er sich mit wenigen Sätzen verrät. In Paris kann man seinen Öffentlichkeitsschatten nicht einfach abschütteln wie Chamisso's Peter Schlemihl. Man weiß, von wem das *n'importe qui parle* stammt und wer es wo zitiert. Doch sicher gibt es weder *die* Deutschen noch *die* Franzosen.

- Was mich in Afrika beeindruckt, ist die Anonymität der Kultur, die nicht gespielt ist. In der Kunst des europäischen Mittelalters gab es dies auch einmal, und in den Schichten sogenannter einfacher Leute ist es noch heute so, aber die große Kultur hängt weithin an dem Namen, auf den man nicht nur hört wie auf seinen Rufnamen, sondern den man *hat*. Man stelle sich vor, alle öffentlichen Namenregister würden getilgt, man würde leben, schaffen, schreiben ohne öffentliche Anerkennung, ohne Ruhm, unter Verzicht auf jene Ehre, die Hobbes als „Lust des Geistes“ zur Selbstliebe zählt. Was für eine Antriebsquelle ginge verloren, die seit der Antike sprudelt? Auf dem hiesigen Kontinent sind offensichtlich noch familiäre Traditionen wirksam ohne nationales oder gar weltweites *Who is Who*. Für mich selbst bedeutet es eine gesunde Herausforderung, immer wieder neu beginnen zu müssen auf einer Bühne, auf der mein eigener Name erst mit der Aufführung bekannt wird. Man stampft etwas aus dem Boden, ohne die üblichen Zuordnungen, Voreingenommenheiten, mit denen man bei uns, wohl oder übel, zu rechnen hat. [Welche Änderungen werden Globalisierung und Digitalisierung auf die Dauer bewirken, was wird sich halten? Erwähnenswert: Obamas Besuch in Kenia, olympische Medaillen für Läufer aus Afrika, afrikanische Filmkunst, Wüstenpoesie.]

Wir unternehmen eine Landpartie den Niger aufwärts. Am Rande der Straße vereinzelte Bäume, Ziegen und Menschen in der Hitze, kleine Hütten dann und wann. Wir kommen in ein Fischerdorf mit Lehmhütten und einer Art Fischmarkt. Auf einem einfachen Kahn setzen wir über zu einer Insel, wo wir in einem Fischlokal familiär empfangen werden. Eine Rundfahrt um die Insel: Fischer auf dem Wasser, am Ufer Frauen mit badenden Kindern, eine in der Hitze stillstehende Landschaft außerhalb der Zeit.

Ich laufe mit meinem Attaché durch die Stadt. Auf einem großen Markt wird mit wiederverwertbaren Materialien gehandelt: Eisenbleche, umgebogen zu Gartenschaufeln, Rechen, Töpfe, dazwischen Fetische aus Vogelköpfen. Der Klang von Hämmern führt uns zu Autoleichen, die bis in die letzten Blechsplinter zerlegt werden. Daran hätte Picasso seine Freude gehabt – nur daß hier das Formenspiel nicht vom Zweckbezug abgelöst ist. Auch mangelt es in dieser Gegend der Absteigen und Nachtlokale nicht an Geschichten von Straßendiebstählen. Wir befinden uns keineswegs in einem Freilichtmuseum.

Am Sonntag morgen wird in der großen Kathedrale Palmsonntag gefeiert. Eine gefüllte Kirche voll rhythmisch bewegter, volkstümlicher Musik, die an Harlem erinnert. Der ganze Körper feiert. Der kirchliche Ort bildet eine Missionsoase inmitten einer islamischen Welt, die allerdings hierzulande (noch?) keinen fundamentalistischen Fanatismus kennt.

Ich gebe in meinem Hotel ein Presse-Interview und stoße auf viel Aussichtslosigkeit, auf Resignation von Kraftlosen, die sich nur mühsam erheben. Man fragt nach der Einheit Deutschlands, erkundigt sich nach Berlin. Am Swimmingpool der übliche sonnenhungrige Müßiggang, Durchreisende Geschäftsleute, Gattinnen. Hier macht man wohl kaum Ferien.

Am letzten Abend lädt der Botschafter zum Abschiedsessen ein mit feinem französischen Wein, die lukullische Seite der Medaille. Am Flugplatz finde ich einen Shoeshine Boy, der meine alten Schuhe zu glanzvollem Leben erweckt. Nachtflug nach Paris, in der Flugplatzbuchhandlung blättere ich in einem Lebensbericht von Michel Serres. Wieder vertrauter Boden, aber er hat nun einige Risse mehr.

6. SENEGAL: DAKAR. Zweite Afrikareise, Tagung am Goethe-Institut

20.-26.3.2005

Ankunft auf dem Flugplatz mit Tamtam, trommelnde Schwarze. Empfang für wen? Ich beziehe ein Hotel am Rande des Meeres, gerubbelte, leicht eingekerbte Fassaden, Gelb-Ocker als Grundfarbe. Die Männer tragen vielfach einen Burnus, die Frauen Kleider voll kräftiger Farben, selbstverständliche Gegenwart ohne Gehabe und Geziere. Wenn Rousseau etwas trifft mit seiner These von der Unabhängigkeit der ‚Wilden‘, die nicht auf ständigen Vergleich aus sind und nicht

immerzu seitwärts schielen, so kann es einem hier einfallen. Bezeichnet man dieses Verhalten als ‚wild‘, so stützt man sich natürlich auf einen Kontrast, wie wenn man das Wort ‚animalisch‘ oder ‚natürlich‘ benutzt. Wir Europäer greifen allzu leicht nach Klischees, auch ‚Tamtam‘ und ‚Palaver‘ gehören dazu nebst vielem, das in der Kolonialzeit nach Europa gelangt. Allerdings hat der Universalismus ebenso seinen Jargon und seine Klischees. Die von Husserl ererbte Aufgabe, „die noch stumme Erfahrung zur Aussprache ihres eigenen Sinnes zu bringen“, ist eine nie endende Aufgabe. Sie erfordert Sinnenfreudigkeit und Achtsamkeit. .

Senegal, das ich nun betrete, ist seit 1910 selbständig. Man hat das Gefühl, im Zentrum Westafrikas zu sein. Wiederum sind an die 95% der Bevölkerung islamisch.

21.3.05 — Die Straßen sind ein einziger Markt, Angebot über Angebot. Das Marktgebäude ähnelt unseren Zirkusgebäuden. Die Tische sind voller Fische und Früchte. Dazwischen wird *Le Monde* angeboten. Doch da wenige Nichtafrikaner zu sehen sind, nimmt die Kaufszenerie Züge einer Selbstinszenierung an.

Wir treffen uns zu einer Vorbesprechung mit der Leiterin des Goethe-Instituts, die mit ihrer österreichischen Assistentin das Symposium organisiert. Zum Mittagessen sind wir beim österreichischen Botschafter, der in Paris bei Catherine Chalier über Merleau-Ponty und Levinas promovieren will und zufällig auf meine *Phänomenologie in Frankreich* gestoßen ist. Studienberatung auf Umwegen.

Unser Besuch in der Stadt beginnt auf dem Unabhängigkeitsplatz; mit seinen Säulen, seinen hellen Farben und seiner Weitläufigkeit strahlt er koloniale und post-koloniale Eleganz aus. Am Meer entlang gelangen wir zur Université du Sahel. Dort wirkt vieles leicht improvisiert: das Fakultätsgebäude ist auf trockenem Sandboden gesetzt, ein mächtiger Baobab ragt empor zwischen struppigen Baumstangen. Sand über Sand, als wäre der Boden, halb dem nahen Meer, halb der Wüste abgewonnen, selbst nomadisch. Auf dem Basar steht eine Schnitzwerkstatt mit emsig hantierenden Männern, die dem Teakholz Gesichter oder Nilpferde entlocken; dazwischen Frauen, selbstbewusste, schmalwüchsige Schönheiten und korpulente Mamis, die ständig umher eilen, als wäre etwas in Gang zu halten. Wem gelten die Angebote? Potentielle Käufer sind außer uns kaum zu sehen. Unsere Griechin kauft eine Gitarre mit großem Trommelbauch. Alles hat etwas Ameisenhaftes, bei dem eine unsichtbare Hand Regie zu führen scheint. Sicher sähe es etwas anders aus, würde man dazugehören. Temperaturen über 20° verbreiten eine anhaltende, aber gedämpfte Hitze. Zu Abend essen wir am Meer an der Westspitze von Senegal, „Brasilien gegenüber“.

22.3.05 — Das Symposium hat zum Thema „Le dialogue interculturel et interreligieux entre l’Europe et l’Afrique“. Einheimische beteiligen sich lebhaft, mit einer Neigung zum Epischen, aber voller Temperament und mit großer Direktheit. Mein Vortrag handelt von „Étrangeté et hostilité entre les cultures“. Die Diskussion berührt Themen wie Verstehen, Entfremdung oder Klischees.

Vor mir spricht Serge Latouche aus Paris über Probleme des Globalismus im Hinblick auf Afrika, danach Hans-Ulrich Rebstock, ein Experte aus Freiburg, über Islamisierung in Afrika. Ich erfahre, daß Sklaven sowohl im Koran wie im Alten Testament vorkommen.

Beim Abendempfang in der Residenz des Botschafters erzählt Tirmiziou Dialla von seinen Studien bei Adorno und Horkheimer, die zu Professuren für Ethnologie in Berlin und für Soziologie in Frankfurt führten. Inzwischen wohnt er wieder in Dakar, er ist die Seele des Ganzen zusammen mit Klaus Hirsch von der Evangelischen Akademie Bad Boll. Mit dessen Frau habe ich ein langes Gespräch über Otto Weininger. Fremdheit ist hier kein Fremdwort.

24.3.05 — In der Schlußdiskussion wird von afrikanischer Seite ein offener Islam vertreten, zentriert auf Allah als den Schöpfer aller Menschen. Man besinnt sich auf eigene afrikanische Wege des Islam, abseits einer arabischen Hegemonie. Doch manche Konflikte bleiben ausgespart. Andersgläubige, ja, doch Un- oder Halbgläubige kommen nicht vor. Das Denken bewegt sich auf dem festen Boden des Islam; einzig eine Historikerin schert aus mit ihrer Unterscheidung von kultureller, politischer und religiöser Ebene. Ein Teilnehmer verabschiedet sich von mir mit der freundlichen Mahnung: „Nicht nur den Anderen verstehen, es gibt auch ein Recht des Anderen.“ Damit hat er in der Tat Recht, nur ist ihm offensichtlich die Pointe meines Vortrags entgangen, nämlich der heikle Umschlag von Fremdheit in Feindschaft. Auffällig ist, daß afrikanische Konflikte und Kriege wie in Ruanda oder im Sudan ausgespart bleiben. So strebt alles sehr in die Höhe. In meiner Schlußerklärung berühre ich das Spannungsverhältnis von Inspiration und Institution, das alle Religionen durchzieht, ferner die Gewalt, die aus der strikten Teilung in Zugehörige und Außenstehende resultiert. Bei uns in Europa führte dies vom „verborgenen Gott“ zum „Gott mit uns“, sei dieser Gott deutsch oder französisch.

Nachmittags fahren wir hinüber zur Insel GORÉE, der Sklaveninsel aus portugiesischer Zeit. Man sieht bis heute Kolonialbauten, eine Festung mit eingebauten Kanonen, alte Wohnhäuser in leuchtenden Farben, vieles wird als Weltkulturerbe mit Unterstützung der UNESCO restauriert. 15 Millionen Sklaven sollen von hier verschifft worden sein, sorgsam sortiert nach Kräften, Körperwuchs, Geschlecht und Alter. Kranke und Unbrauchbare wurden ins Meer geworfen, viele kamen durch Seuchen um. Junge Frauen standen den Kolonialherren zur Verfügung; wurden sie schwanger, so ließ man sie frei. Unter den Franzosen soll sich dies fortgesetzt haben. Es fehlt nicht an weiteren Geschichtsspuren. Das Fährschiff fährt in einem Bogen zum Landungsplatz, um einem gesunkenen englischen Militärschiff auszuweichen. Im Zweiten Weltkrieg versuchte De Gaulle vergeblich, die Insel den Vichy-Anhängern zu entreißen. 25% Katholiken gibt es hier, früher konnte man sich nämlich durch Konversion vor der Versklavung schützen. Nun wurde vom Staat ein Mädchen-

internat eingerichtet, mit Stipendien für die junge Elite. Als Inselführer begleitet uns ein „Colonel“ mit Ballonmütze.

Auf dem Schiff zeigen sich junge Frauen in farbig schillernder Festkleidung, Bubu lautet der Name für traditionelle Gewänder. Bei den Frauen gibt es auch Modewellen. Man trägt traditionelle oder europäische Kleider je nach Anlaß. Doch bisher gibt es keine allgemeine Anpassung an die Kleidung des Westens wie in japanischen Städten.

25.3.05 — Ein gemeinsamer Autoausflug führt ins Land östlich von Dakar durch trockene Grasflächen, dazwischen Affenbrotbäume, die wie große Skulpturen am Horizont stehen, und blühende Mangobäume. In Meeresnähe sieht man Kohlanpflanzungen mit Brunnenanlagen, die Regenzeit dauert nur drei Monate. In dem kleinen Ort Ndiasson befindet sich eine Confrerie, von einem Marabou angelegt: drei Stockwerke, Salons, Versammlungsräume, durchbrochene Steinwände mit Ornamenten, ein Hauch von Granada in diesem trockenen Land. Nun ist alles im Verfall, Kinder spielen in leeren Räumen und auf den Treppenstufen. Der Marabu, der hier lebte, gilt traditionsgemäß als eine Art Heiliger, der sein Amt auf ein Familienmitglied überträgt – eine Form von institutionalisiertem Charisma.

Wir erreichen das Meer bei Ebbe. Eine Piroge wird auf Holzrollen mit vereinten Kräften ans Land geschafft. Eine Frau, in kräftiges Grün gekleidet, kauft den Fang auf. Die weniger prächtigen Fische werden in den Sand geworfen. Ringsum gibt es Ziegen und Hühner, dahinter Fischerhütten, teils noch aus Stroh, einige Steinhäuser sind im Entstehen. Zu Mittag essen wir in einer Art Kraal Thiof-Fisch, hier das beliebteste Fischmahl, Fisch gegrillt mit Reis und Zwiebelsoße.

- Grußsitten: Der populäre Gruß ist eine Art Anrede. Das übliche „Ça va?“ oder auch „Ça va là-bas?“ wird erweitert durch Fragen nach Familie oder Arbeit, sehr entgegenkommend, aber nicht zu aufdringlich, weniger frontal als integrativ.

Die Rückfahrt führt durch verstopfte Straßen der Vorstädte, die gesäumt sind von Läden und Werkstätten. Neben dem Straßenpflaster kommt immerzu der Sandboden zum Vorschein: der rote Boden als Wahrzeichen Afrikas. Heute ist Vollmond, der Mond steht tief über der Hafenkulisse. Abends um 9 fährt der Bus zum Flughafen, Ankunft in Paris in der Morgendämmerung.